

TEX VIENIX



DER
SOHN
DES
FEUERS



EISARION 1

TEX VIENIX

DER
SOHN
DES
FEUERS

EISARION 1

Roman





© 2025 Tex Vienix
www.vienix.de

Tex Vienix
c/o WirFinden.Es Naß und Hellie GbR
Kirchgasse 19
65817 Eppstein
Deutschland
kontakt@vienix.de

Lektorat und Korrektorat: Sabrina Schumacher
www.sabrina-schumacher.com

Covergestaltung: Alexander Kopainski
www.kopainski.com

Charakterillustration: Yves Münch

Satz: Tex Vienix

Alle Rechte vorbehalten. Die Inhalte dieses Buches, einschließlich Text und Gestaltung, sind urheberrechtlich geschützt. Jede Form der Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentlichen Wiedergabe, auch in Auszügen, bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung des Autors.

Gedruckt in der Europäischen Union auf FSC®-zertifiziertem Papier aus verantwortungsvoller Waldwirtschaft.

ISBN: 978-3-911888-01-1

1. Auflage



Ignis

JOKKANIA

Kalmorra

Zeder

Kloster zur
MORGENSONNE

Flusswacht

Kokas

Bittermühle

Kembush

KERGATH

Rabbot

Bersergerpass

Weidlach

Bergquaf

Perso

Faladur

Narbe

Imperza

Klangan

ZEKUMBRA

Dunberg

Mirast

INHALT

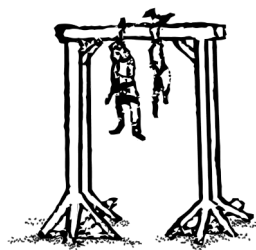
Prolog: Das letzte Lied	11
Präludium: Die ewige Melodie	14
1 – Der totgeglaubte Junge im Wald	28
2 – Das Mädchen mit den kupferroten Haaren	36
3 – Die getränkte Feder der Macht	47
Interludium: Glorreiche Taten	58
4 – Splitter im Nebel	64
5 – Die Fluten	75
6 – Das Vermächtnis des Feuers	91
7 – Aschentränen	106
8 – Die besondere Fracht	117
9 – Traum und Paralyse	145
10 – Von Edlen und Verwegenen	158
11 – Nur Staub	171
Interludium: Die Absurdität des Lebens	185
12 – Der erste Tag	189
13 – Dunkle Wolken	219
Interludium: Falscher Kurs	234
14 – Hauch der Ewigkeit	236
15 – Arachnid	246
16 – Dieb, Schelm & Rebell	252
17 – Auserkorene, Verlassene & Träumerin	261
18 – Retter von Jungfrauen in Nöten	269
Interludium: Hunger	285
Epiphanie: Der rote Teppich	294
19 – Das Seelengefängnis	307
20 – Das Gewicht von Obsidian	316
21 – Der Name des Feuers	323
22 – Lass niemals die Seife liegen!	337
23 – Ohne Fleiß kein Preis	352

24 – Das kleine grüne Wesen	370
25 – Das Leben der Anderen	382
Interludium: Zweifel	406
26 – Die letzte Prüfung	409
27 – Schande.	420
28 – Identität.	434
29 – Abgrund.	447
30 – Göttin.	455
31 – König.	465
32 – Haken.	486
33 – Rebellion.	498
Interludium: Lektionen	510
34 – Das Aufbäumen eines Monsters	516
35 – Der Eigensinn eines Narren	521
36 – Die Ideale eines Träumers	539
37 – Das Spiel eines Verwegenen	549
38 – Der Zacken eines Ritters	566
39 – Die Zuversicht eines Tänzers	581
40 – Das Erbe eines Vergangenen	587
41 – Der Ausbruch eines Bruders	601
Postludium: Übergang	613
42 – Heimkehr	620
43 – Wofür?	641
44 – Nicht würdig	645
45 – Ich komme!	652
46 – Der Betrüger	661
47 – Konsequenzen	673
48 – Ferne	680
Epilog: Das letzte Lied	683
Ein stiller Nachhall	687



*Im Zwielficht der Finsternis,
wenn die Welt im Chaos versinkt,
wird ein Kind aus ewigen Flammen geboren.
Sie nennen ihn den Sohn des Feuers.*

Dies ist die Legende von Eisarion.



PROLOG: DAS LETZTE LIED

***F**euer, überall Feuer – der gesamte Wald um uns steht in lodernden Flammen. Die Luft ist schwer von Rauch, der stechende Geruch brennt in unseren Nasen und tränkt unsere Kleidung. Trotz der sengenden Hitze und der lebensbedrohlichen Glut verhalten wir uns unnatürlich gelassen, ruhig – morbide. Wir, allesamt Kinder, ignorieren die Gefahr. In düsterer Walpurgis tanzen wir um das infernalische Feuer herum. Wir fassen einander an den Händen, bilden einen Kreis und intonieren, in prophetischem Singsang, das allerletzte Lied:*

*»Fürchtet euch, der Hunger kommt,
Er reißt euch mit, verschlingt die Naht.*

*O ihr Götter, warum, warum?
Warum schreitet keiner zur Tat?*

*Er kehrt zurück, nur Staub im Wind,
Unsichtbar, dein letztes Fünklein schwind't.*

*Er sieht aus wie du und ich,
Doch glaube, glaube – das ist er nicht.*

*Er verzehrt deine Kinder, raubt dein Geleit,
Es ist vorbei, dahin die Zeit.
Ihr Narren, Gaukler und Gesellen,
Nun könnt ihr jammern, klagen, bellen.
Es wird nichts nutzen, rein gar nichts nutzen,
Nur der Eine kann ihn stützen.*

*Eisarion, hilf, hilf uns jetzt!
Vernichte den Hunger, der uns betzt.
Es ist vorbei, blutrot der Horizont,
Fürchtet euch, fürchtet euch,
Denn der Hunger, der Hunger kommt.«*

Einer nach dem anderen steigen wir in die züngelnde Brunst in unserer Mitte. Ist es ein Flehen, eine Verzweiflung, eine Hoffnung? Leblose Augen richten sich starr auf die Flammen, sie vergehen alle in der Glut. Der Himmel, getaucht in gespenstisches Rot, schluckt ihre Schreie und verstärkt unser Elend.

Ich bin der Letzte. So ist es gut.

Auch ich steige in die Flammen. Ich schließe meine Augen, die Melodie des Liedes zerfällt. Nur eine uralte Traurigkeit bleibt zurück. Auch ich verglühe, wie meine Brüder, vergehe in der Ewigkeit.

Was hatte ich erwartet? War ich je bereit?



Ein jedes Herz kannte das allerletzte Lied, die Legende von Eisarion, der in den Flammen verging. Doch – wenn es ein letztes Lied gab, müsste es dann nicht auch ein erstes geben?

Diese Frage zog sich wie ein leises Surren durch die Gezeiten, sie umkreiste die Schreiber und Propheten seit jeher wie Tir'ithen den Glimmer von Nephides goldenen Äpfeln. Sie waren sich alle einig – es musste ein erstes Lied geben. Aber wann war es erklungen? Als die Ewigen aus dem Nichts emporgestiegen waren? Oder als die Götter

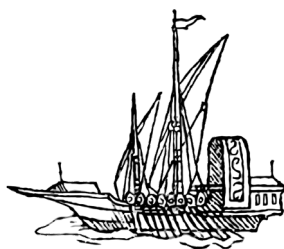
zum ersten Mal Licht und Dunkelheit geteilt haben? Hier zerbrach der Konsens.

Einer jedoch trat aus ihrer Mitte heraus, nicht gebunden an die Grenzen ihres tellerhaften Denkens. Er suchte das erste Lied nicht am Anfang der Zeit, sondern an einem Punkt, da der Kosmos selbst an einem Wendepunkt stand – an einem Ort, an dem die Entscheidung eines Einzelnen das Schicksal einer ganzen Welt tragen sollte.

Man hätte diese Gedanken als leeres Geschwätz abgetan, kämen sie von irgendeinem anderen Gelehrten. Doch *Tiderius Recon 'dei Panela* war gewiss nicht irgendein anderer. Er war der oberste Wahrheitssucher der Geschichte. Seine Hand führte eine Feder, die keine Lügen kannte, deren Tinte nur das Unverfälschte aufs Papier brachte.

Das erste Lied, so schrieb *'dei Panela* in seinem *Keth'a'Morrion*, erklang gar vor einem gewaltigen Publikum, die halbe Welt hätte es hören können. Doch, geblendet von ihrem urtümlichen Blutdurst, waren es gerade einmal zwei Seelen, die es vermochten, seine Melodie wirklich zu vernehmen. Die eine war eine Frau, sie trug es vor. Der andere war ein Mann, um den die Welt in langsamen, unausweichlichen Flammen erstarb – es war sein Blut, nach dem die Menge verlangte, das ihren unstillbaren Durst löschen und ihren gnadenlosen Hunger sättigen sollte.

Tiderius vermerkte hierzu in seinem *Keth'a'Morrion*: »Sie alle waren blind, als sich das größte aller Wunder vor ihren Augen abspielte. Sie verstanden nicht, dass ihr Leben, ihr Sterben – ja, alles – an diesem einen Lied hing, an seiner Entscheidung, die *er* daraus zog.«



PRÄLUDIUM: DIE EWIGE MELODIE

Ein ätherischer Klang schwebte über dem Deck der *Sechs Finger*, sanft, wohltuend, wie der Atem eines alten Traums, der sich niemals ganz in die Vergessenheit verabschiedet hatte. Dieser Klang war zart und bittersüß, eine Melodie, die nicht nur die Ohren, sondern die ganze Seele umarmte. Es war auch nicht irgendeine Melodie. Diese hier verschluckte die Zeit selbst, ließ die Welt stillstehen, als hätte sie nie existiert. Das Rufen des Ozeans, das Schlagen der Wellen gegen den Bug, das Knarren des Holzes – all diese Geräusche verblassten zu einem fernen Flüstern. Diese Melodie, obgleich weder die erste noch die letzte, war ein Echo von allem – von allem, was jemals gewesen war und jemals sein würde.

Die *Sechs Finger* trug ihren Fluch wie einen dunklen Mantel, ihre pechschwarzen Segel warfen Schatten, die beinahe die Sonne verschlangen. Am Vordersteven prangte ihr Symbol, eine knorrige, sechsgliedrige und groteske Hand, die zielloos in die Leere griff.

An der Reling lehnte ein Mann, die einzige lebende Seele an Bord. Schweiß sickerte über seine Stirn, obwohl weder Hitze noch Kälte dafür verantwortlich sein konnten. Seine Finger krallten sich in das polierte Palisander, als müsste er sich an einer Wirklichkeit festhalten, die ihm mit jedem Atemzug entglitt. Salz lag auf seiner Wange

– gewiss nicht die Gischt des Meeres. Sein blaues Haar, schimmernd wie geschmolzenes Metall, wehte im Wind – es war *seine* Melodie.

Ein Flimmern, nicht mehr als der Hauch eines Gedankens, ein schwaches Summen, eine kaum wahrnehmbare Verschiebung des Raumes. Magie, so fein gewoben, dass sie den Blick der Welt zu täuschen vermochte, unsichtbar wie der Wind. Doch *er* – *er* spürte es sofort.

Die Luft vibrierte an Bord der *Sechs Finger*, als ein ungleiches Dreigespann – ein Mann, eine Frau und ein scheinbarer Jüngling – aus dem verschleierten Atem des Sturmes trat.

Der Jüngling, unverkennbar jener, der sie hierhergebracht hatte, erhob sogleich seine Stimme zur Anklage. »Hättest du nicht wenigstens auf dem Festland bleiben können? Weißt du überhaupt, wie lange ich nach dir suchen musste?«

Ein zufriedenes Lächeln umspielte die Lippen des Blauhaarigen, der sich nicht umwandte, sondern weiterhin entspannt an der Reling verweilte. Es war das Lächeln eines Mannes, der in sich ruhte – eine sanfte Wärme, die jede Kälte auf dem Deck verdrängte. »Das ist der Sinn eines abgelegenen Refugiums. Andernfalls hätte ich auch in Calain bleiben können.«

Der vermeintliche Jüngling wollte erneut sprechen, doch der Blauhaarige nahm ihm mit eleganter Leichtigkeit den Wind aus den Segeln.

»Du bist gut geworden, junger Gott«, lobte er – und er musste es wissen.

Das Strahlen des jungen Gottes erhellte schlagartig die Welt. Nun wurde es tatsächlich wärmer. Er konnte seine Gefühle nicht wie Sterbliche zeigen, doch selbst jene, die ihn nicht kannten, hätten verstanden, dass das Lob von diesem Mann ihm alles bedeutete. Mit einer kleinen Geste rollten die schwarzen Banner des Schiffes zurück. Ein weiterer Fingerzeig des Gottes schob die Wolken beiseite und ließ die Sonne auf das karge Deck scheinen.

»Hey«, protestierte der Blauhaarige, mit einem spielerischen Anflug von Trotz. »Ich mochte es, wie es war.«

Der Gott hob eine Braue, ein Funke des Amüsements loderte in seinen Augen auf. »Ich verstehe nicht, warum du dir ausgerechnet dieses Schiff ausgesucht hast.« Er winkte ab, als wäre die Sache nicht der Rede wert. Seine Aura flackerte auf, leuchtend wie Quecksilber im Aufruhr, das um ihn zu tanzen schien, bevor es in gleißenden Schlieren verging. »Ich habe Wichtigeres zu tun, als für euch den Kutscher zu spielen. Du solltest sie nicht warten lassen – glaub mir, sonst war deine Angst nicht unbegründet.«

Ein leises Lächeln zuckte über die Lippen des Blauhaarigen, bevor er sich verschmitzt auf die Zunge biss. Natürlich hatte der Gott es bemerkt – wie hätte er auch nicht? Seine Furcht lag so offen da, dass selbst ein Dreijähriger sie gesehen hätte. Doch bevor er etwas entgegen konnte, war der Gott bereits verschwunden, aufgelöst im Nichts, als wäre er nie da gewesen.

Zurück blieben seine beiden Begleiter, die er hergebracht hatte. Der eine, ein muskulöser Mann, kaum kleiner als der Blauhaarige, dessen Gesichtszüge schroff und kantig wirkten, als seien sie aus dem Fels eines Berges gemeißelt. Sein Blick schweifte sofort über das Deck, wachsam, analytisch, fast so, als müsste er alles um sich herum verstehen, um es kontrollieren zu können. Die andere, eine augenscheinlich junge Frau, die ihn begleitete, folgte seinem Beispiel, allerdings suchte sie nach etwas gänzlich anderem – sie plagte ein weitaus einfacher gestricktes Begehren, das so schlicht wie unmissverständlich war: etwas Alkoholisches, vielleicht ein guter Wein oder Rum.

Ohne ein Wort der Erklärung verzog die Frau ihr Gesicht und marschierte schnurstracks auf eine ausgemachte Tür zu. Sie hielt sie wohl für den Eingang zur Kapitänskajüte – jenen ehrwürdigen Hort, in dem die edelsten Tropfen eines Schiffes lagen.

Die beiden Männer sahen ihr einen Moment lang nach, dann tauschten sie Blicke, um anschließend in lautes Gelächter auszubrechen, als sich die Tür – die keineswegs die zur Kapitänskajüte war – hinter ihr schloss.

»Manche Dinge ändern sich wohl nie«, meinte der Blauhaarige und schüttelte leicht lächelnd den Kopf.

»Gewiss nicht«, erwiderte der andere.

Jetzt, da die Sonne den Himmel durchbrach, legte sich ein glänzender Schimmer auf seine Gestalt, schmolz die scharfen Kanten seiner Züge, als hätte sich das Licht selbst entschieden, ihn zu umarmen. Sein Haar, nun ein lebhaftes Rot, wirkte wie in Flammen getaucht, und das Lächeln, das er dazu zeigte, war wie ein Siegel, das selbst den letzten Schatten von Düsternis in seiner Nähe verstummen ließ.

»Hast du wirklich solche Angst?«, setzte er nach und das Lachen des Blauhaarigen erstarb. Es wich einem schiefen Grinsen, das nicht von Freude, sondern von Unsicherheit geprägt war – ein schwaches, nervöses Zucken seiner Lippen.

»Ist das so falsch?«, gestand sich der Blaue schließlich ein, mit dem Wissen, dass jede Tarnung nutzlos gewesen war.

Darauf brach das Lachen des Roten hervor wie ein Sturm, unkontrolliert und erfüllt von Leben, das eines Mannes, der alles andere für einen Moment völlig vergessen hatte. »Cainan Pengrayven!«, rief er aus. »Verschlinger von Welten, Sohn des Feuers, Bruder des Blitzes, Eternis, der ewige Seelentänzer. Selbst die Götter beugen sich vor dir. Und hiervor erzitterst du?«

Der Blaue konnte nicht einmal ansatzweise an seinem Frohsinn teilhaben. »Du hast leicht reden, Bayne. Es ist ja nicht dein Gesicht, das an jeder Straßenecke prangt. Nicht du bist es, der sich ihnen entgegenstellt. Ich allein muss in diesen Schlund treten.«

Einsichtig, mit einem Lächeln, das zugleich aufmunternd und beruhigend war, klopfte Bayne Vaf'A'Dinn seinem Freund auf die Schulter, dann wurde er wieder ernst. »Du hast es –«

Eine klare, triumphierende Frauenstimme durchbrach die Unterhaltung der beiden. »Es war vielleicht nicht die Kapitänskajüte.« Gespickt mit Selbstsicherheit – manche könnten es gar für Arroganz halten – hielt die augenscheinliche Elfe, eine wahre Schönheit, eine runde Flasche mit tiefbraunem Inhalt in die Höhe und rief: »Aber ich habe gefunden, wonach ich suchte.«

Zufriedenheit spiegelte sich auf ihren Zügen wider. Sie entkorkte die Flasche, nahm einen kräftigen, tiefen Schluck und ließ ein genussliches Geräusch erklingen.

»Wie hat er das gemeint?«, fragte sie danach unvermittelt, ohne den geringsten Anflug von Zurückhaltung, als hätte es das Gespräch zuvor nicht gegeben. Bayne und Cainan sahen sie an, verwirrt wie überrascht. »Der Junge«, ergänzte sie, völlig unbeeindruckt von ihren irritierten Blicken, »der, den ihr Gott nennt. Was meinte er mit ›ausgerechnet dieses Schiff‹?«

Cainan seufzte, als er ihre Intention begriff. Er ließ den Kopf hängen, gab schließlich nach und begann mit gedämpfter Stimme zu sprechen.

»Hier fing alles an – auf diesem Schiff. Der Schmerz, das Leid. Doch auch war es der Ort, an dem wir uns zum ersten Mal begegneten.« Seine Stimme wurde rauer, als die Erinnerungen ihre Krallen tiefer in sein Inneres schlugen. »Zweimal habe ich dieses verfluchte Schiff beinahe niedergerissen, nur um es wieder genau so aufzubauen ... als könnte ich damit etwas ändern.«

Ohne es zu bemerken, drehte sich Cainan von seinen Gefährten weg. Seine Gedanken und sein Blick verloren sich im Horizont, glitten über den weiten Ozean, als könnte der ihm Antworten geben – doch selbst das Meer schwieg. »Wenn ich zurückblicke«, sprach er nun, gefangen in tiefster Melancholie, »frage ich mich: Hat sie es gewusst? Konnte sie ahnen, wem ich auf diesem Schiff begegnen würde? Wusste sie, was mit mir geschehen würde, was es mit mir machen würde – der Kummer, die Qualen ... Hat sie all das bewusst hingenommen? Oder war es wirklich nur eine Laune des Schicksals ... eine Fügung ... eine Vorsehung?«

»War es nicht deine eigene Entscheidung, auf dieses Schiff zu gehen?«, fragte Bayne.

Cainan wandte sich wieder um. In seinem gesamten Wesen lag nun eine undeutbare Schwere, etwas, das sich unmöglich in Worte fassen ließ. Ein Seufzen, tiefer als der Ozean unter ihnen, entfloß seinen Lippen, als er Baynes Blick auffing. »Würdest du dich freiwillig in einen Käfig sperren lassen, eingepfercht wie ein Tier? Zusehen, wie alles, was dir lieb ist, um dich herum zu Schutt und Asche zerfällt, ohne die Macht, es zu verhindern?«

»War es ein Schiff der Tölar?«, fragte die Frau unschuldig wie unbedacht mit einem deutlichen Mangel an Feingefühl. »Oder gar des Hungers? War es etwa bemannt mit hohen Incuten?«

»Natürlich nicht, Almyraen«, fauchte Cainan. Er zügelte seinen Ärger sogleich, doch verriet ihn eine pulsierende Ader, die am Ansatz seines spitzen Ohres hervortrat.

»Dann verstehe ich es nicht«, erwiderte sie ungerührt. »Warum hast du das Schiff nicht einfach niedergebrannt? Oder versuchst du, uns einen Gaulak aufzubinden?«

Bevor Cainan antworten konnte, ergriff Bayne das Wort. Scharf fasste er seine unkonventionelle Kameradin ins Auge. »Hast du vielleicht einmal daran gedacht, dass er nicht mit dieser Macht geboren wurde? Du selbst verfügst über ein Toh'a'Shara – wie lange hat es gedauert, bis du es kontrollieren, geschweige denn erwecken konntest?«

Almyraen zuckte ungerührt mit den Schultern. »Zumindest hätte ich mich nicht von gewöhnlichen Menschen fangen lassen.«

Abermals entfuhr Cainan ein Seufzer, der diesmal allerdings weniger von Frustration als von Müdigkeit zeugte. »Gewöhnliche Menschen< ... Sie mögen vieles gewesen sein, aber gewöhnlich waren sie ganz bestimmt nicht.«

Almyraen spürte sofort, dass sie eine Grenze überschritten hatte. Zu viel war geschehen, zu gut kannten sie einander, als dass sie seinen Schmerz hätte unterschätzen können. Ihr Blick fiel auf die Flasche in ihrer Hand, in der noch ein letzter Schluck verblieben war. Zögernd, fast widerwillig, tat sie etwas, das für sie äußerst untypisch war – sie drückte ihm die Flasche an die Brust.

Cainan verstand die Bedeutung dieser seltenen Geste. Almyraen gab niemals leichtfertig etwas Wertvolles ab, schon gar nicht einen guten Selbstgebrannten. Er nickte ihr stumm zu, nahm die Flasche und trank den letzten Tropfen in einem einzigen Schluck.

Bevor jemand anderes die Stille brechen konnte, hob Almyraen einen Finger. Ein Zeichen, verbunden mit einem schelmischen Glanz in ihren Augen, das sie gar noch jünger erscheinen ließ, als sie ohnehin schon wirkte. Es war jenes geheimnisvolle Lächeln, das sowohl

Bayne als auch Cainan stets ein flaues Gefühl im Magen beschert hatte – denn es bedeutete, dass sie einen ihrer, zumindest aus ihrer Sicht, brillanten Einfälle hatte.

Ohne Vorwarnung griff sie nach Baynes Bündel, öffnete es und zog einen Stapel Bücher heraus.

Cainan erstarrte. Er erkannte den Einband sofort, und obwohl er wusste, dass es nur Kopien waren, linderte dies kaum den Zorn, der in ihm aufwallte. »Dieser kleine ...«, knurrte er, die Worte brüchig vor unterdrücktem Zorn.

Bayne starrte ihn verblüfft an. »Also hat uns dieser Händler nicht reingelegt? Du hast diese Bücher wirklich geschrieben?«

Cainan ergriff einen der Folianten, schlug ihn flüchtig auf und ließ seinen Blick über die vertrauten Zeilen gleiten. Ein erneutes, noch kehligeres Knurren entrang sich ihm. »Dieser verschlagene Mistkerl.«

»Wir können sie nicht lesen«, unterbrach Almyraen seine aufsteigende Empörung mit einer nüchternen, fast schon desinteressierten Bemerkung.

»Natürlich nicht. Und das aus gutem Grund. Aber ich nehme an, der Händler hat euch das nicht verraten, als er euch die *>Großen Chroniken von Cainan Pengrayven<* angedreht hat.« Gesitteter, mehr zu sich selbst als zu den anderen, sprach er weiter. »Ich tat gut daran, alles in die alte Sprache zu übersetzen und die Originale zu vernichten. Der Gedanke, dass auch nur eines dieser Worte jemals an die Öffentlichkeit gelangen könnte ...«

Almyraen zuckte beiläufig mit den Schultern. »Pff, warum regst du dich so auf? Es sind doch nur Bücher.«

Cainan starrte sie an, als hätte sie gerade ein Kinderherz gegessen. »Nur Bücher?« Schier fassungslos hob er das Buch in seinen Händen in die Höhe. »Auf diesen Seiten befindet sich alles, was ich bin. Hier habe ich mein Herz ausgeschüttet, mein Leid niedergeschrieben, die dunkelsten Abgründe meiner Seele verewigt. Meine Träume und Hoffnungen, meine Siege wie auch meine unzähligen Niederlagen.« Nach einer kurzen, von Fassungslosigkeit geprägten Pause,

legte er murmelnd nach: »Ich hätte es wie Alva machen sollen und sie –«

Bevor Cainan den Satz beenden konnte, erklang Almyraens fröhlicher Ausruf. »Oh!« Mit einem triumphierenden Lächeln zog sie einen weiteren Stapel Bücher aus Baynes Bündel. »Weißt du«, begann sie mit der schelmischen Leichtigkeit einer geborenen Verschwörerin, »auch ihre Tagebücher waren zu haben. Ich war anfangs wenig interessiert, aber als der Händler erwähnte, dass der Großteil von dir handelt ... Außerdem sind sie nicht einmal in der alten Sprache ...« Sie machte eine dramatische Pause und beugte sich dann nah an Cainan heran. Süffisant lächelnd flüsterte sie ihm ins Ohr, als hätte sie gerade das Geheimnis der Ewigkeit entdeckt: »Äußerst interessant, was ihr beide so getrieben habt. Ich hätte dich wirklich nicht für so jemanden gehalten.«

Cainan spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss. Er versuchte, sich zu fangen, doch seine wankende Stimme verriet ihn. »Was willst du, Almyraen?«

Ihr Lachen war klar und hell, voller unbeschwerter Freude, als würde sie sich über einen kleinen, unbeholfenen Welpen amüsieren. »Liegt das nicht auf der Hand? Ich möchte, dass du uns die Bücher vorliest. Du bist der Einzige, der die alte Sprache beherrscht.«

Cainan seufzte abermals. »Nein. Das ist Vergangenheit. Ich war damals ein Niemand. Ich konnte weder mich selbst noch die, die mir nahestanden, beschützen. Ich war ... erbärmlich. Nur ein Junge, der sich in blumige Träume und verlorene Hoffnungen flüchtete.«

»Und was ist mit dem Schiff?«, mischte sich Bayne nun wieder ein.

Cainan blinzelte verwundert, schließlich hatte er die Frage schon beantwortet.

Unbeirrt fügte Bayne hinzu: »Du hast es selbst gesagt, Cainan. Niemand kann es besser wissen als du. Wo Schatten liegt, muss auch Licht verborgen sein. Du hättest das Schiff nicht wieder aufgebaut, wenn es nur Qual und Leid gebracht hätte. Genauso wenig hättest du all dies erneut niedergeschrieben, wenn du nicht auch etwas Wertvolles darin gesehen hättest, anstatt die Bücher einfach in Flammen

aufgehen zu lassen. Am Ende, wenn der Wind die Asche fortgetragen hat, blüht unter der verbrannten Erde wieder das grüne Gras. Es war nicht nur Schmerz, der dich hierher zurückgebracht hat.«

Ein leises, verständnisvolles Lächeln begleitete Cainans erneutes Seufzen. Eine ungewohnte Wärme schlich sich in seine Züge und in seinen Augen schimmerte der Anflug eines längst vergessenen Glücks. »Du hast ja recht, alter Freund.«

Bayne nickte, zufrieden mit sich selbst. »Mal ganz abgesehen davon, sitzen wir hier ohnehin einige Zeit fest, bis du deinen großen Auftritt hast. Soll ich dir erzählen, was Almyraen allein heute schon alles angestellt hat?«

»Hey!«, protestierte Almyraen mit aufblitzender Empörung.

Doch Bayne ignorierte sie diesmal. Verschwörerisch grinsend raunte er Cainan zu: »Das ist die beste Möglichkeit, sie auf diesem Schiff von Dummheiten fernzuhalten.«

Almyraen, ausnahmsweise sprachlos, konnte nichts entgegnen.

Mit einem leichten Nicken deutete Cainan auf eine andere Tür als jene, die Almyraen zuvor durchquert hatte. »Dort«, betonte er, »befindet sich die Kapitänskajüte. Geht hinein, macht es euch gemütlich. Gebt mir ein paar Momente, um meine Gedanken zu ordnen.«

Bayne legte zusprechend eine Hand auf die Schulter seines Freundes. Ohne ein weiteres Wort packte er Almyraen, die gerade dabei war, eine impulsive Gegenrede zu beginnen. Er zog sie zur Seite und zischte mit zusammengebißenen Zähnen: »Wenn du jetzt weiterbohrst, ändert er seine Meinung schneller, als dir lieb ist. Dann erfahren wir nie, was in den Büchern steht.«

Almyraens Widerstand erstarb augenblicklich, als sie begriff. »Du bist ein listiger Mistkerl«, erwiderte sie fast anerkennend.

Cainan, der sich wieder über die Reling gebeugt hatte, konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Erneut fragte er sich, wer von den beiden wirklich die Fäden zog. Langsam hob er den Kopf, als suchte er in den Weiten des Himmels nach einer Antwort. Nicht sehr laut, doch eindringlich, stellte er seine Frage: »Was meinst du? Sollen sie wirklich alles erfahren?«

Die Antwort ließ auf sich warten. Der Himmel schwieg, als würde er die Worte gründlich abwägen. Plötzlich erschallte ein mächtiger, langgezogener Vogelschrei. Er hallte herab, so majestätisch und triumphal, dass sich selbst Drachen vor ihm verneigen würden. Cainan hatte seine Antwort.

Ein letztes Mal schüttelte er mit einem ungläubigen Lächeln den Kopf. Dann, mit einer seltsamen Ruhe versehen, wandte er sich um und schritt seinen Gefährten nach.



Ein großes, bogenförmiges Fenster an der Rückseite eröffnete den Blick hinaus auf den grenzenlosen Ozean. Das Licht der Sonne, das sich in den trägen Wellen brach, legte sich wie flüssiges Gold über die Kajüte.

Ein massiver Schreibtisch beherrschte die Raummitte. Er strahlte eine stille Autorität aus, während den drei leicht abgewetzten Ledersesseln davor, mit all den Geheimnissen in ihren Falten, eine spürbare Geborgenheit nicht abzusprechen war. Als Cainan schließlich die Kajüte betrat, hatten sich Bayne und Almyraen bereits in ihnen niedergelassen.

Cainans Blick blieb kurz an dem kleinen Tisch haften, um den die Sessel versammelt waren. Seine Braue hob sich kaum merklich, als er die fast geleerte Flasche erblickte. Er griff nach ihr und stellte sie kommentarlos zurück in den Schrank.

Almyraen, beraubt ihres Fundes, schäumte bereits vor Protest, doch bevor Worte über ihre Lippen sprudeln konnten, bemerkte sie Baynes Kopfschütteln, das sie innehalten ließ.

Es war jedoch Cainan, der mit ruhiger Hand die unterste Schublade des Schreibtisches öffnete und daraus eine andere Flasche hervorzog, deren bloße Anwesenheit Almyraen augenblicklich besänftigte. Sichtbar erhellten sich die Züge der elfenhaften Gestalt und ein erkennendes, frohlockendes Funkeln trat in ihre Augen.

»Hierfür ist Gersavs Gebräu definitiv nicht gut genug«, erklärte Cainan und stellte drei kleine Krüge sorgsam auf den Tisch. Der

Korken glitt daraufhin mit einem dumpfen, fast melodischen *Plopp* aus dem Hals der Flasche. »Zwergenmet«, verkündete er mit einem wissenden Grinsen. »Thaluk selbst hat ihn einst gebraut. Es gibt nichts Edleres.« Streng darauf bedacht, keinen Tropfen zu vergeuden, als wäre die Flüssigkeit der Atem des Lebens selbst, goss Cainan schließlich ein.

Als daraufhin Almyraen nach ihrem Wein griff, hob Cainan mahnend den Finger. »Nachgeschenkt wird erst, wenn alle ausgetrunken haben«, bestimmte er.

Den Krug bereits an die Lippen gesetzt, hielt Almyraen schlagartig inne. Ihr Blick erstarrte, der goldene Met war nur einen Hauch von ihrem Mund entfernt, während sie Cainan fixierte – als hätte sie gerade den Biss einer Fiebernatter erlitten. »Das kannst du unmöglich ernst meinen!«, brauste sie auf. Sie schaute zu Bayne, dann zurück zu Cainan. »Du weißt doch genau, wie langsam er trinkt!«

»Genießt«, korrigierte Bayne in aller Ruhe, ein nachsichtiges Lächeln auf den Lippen, während er den Krug vorsichtig anhob und die Essenz des Mets mit einem tiefen Atemzug aufnahm.

»Nur zu«, beschwichtigte Cainan, »nimm einen Schluck und sag mir, ob ich es ernst meine.«

Almyraen, die Falle witternd, zögerte. Misstrauisch verharrte ihr Blick auf Cainan, um in seinem Gesicht nach dem verborgenen Haken zu suchen. Schließlich gab sie nach, nippte – und sofort veränderte sich etwas an ihr. Der Krug, den sie mit ihrer üblichen Ungeduld an die Lippen gehoben hatte, sie stellte ihn mit unüblicher Vorsicht zurück auf den Tisch. Ihre Augen weiteten sich, das Leuchten darin wuchs und sie schien für einen Moment die Sprache verloren zu haben. »Dieser ... das ...«, stammelte sie, unfähig, den überwältigenden Geschmack in Worte zu fassen.

Cainans Lächeln, nun von leiser Genugtuung erfüllt, vertiefte sich. Er wusste um seinen Sieg – dies war zweifellos das Beste, was Almyraens Zunge je berührt hatte. »Na, habe ich dir zu viel versprochen?« Mit einer beiläufigen Geste wechselte Cainan das Thema und deutete auf den Stapel Bücher, der auf dem Tisch zwischen ihnen lag. »Ich kann euch auch nicht mehr davon abbringen, oder?«

Es war keine echte Frage, das war ihnen allen bewusst. Eine unausgesprochene Ehrfurcht legte sich über sie, fast greifbar, wie der uralte Duft eines lange gehüteten Rätsels, das kurz davor stand, gelüftet zu werden. Bayne und Almyraen spürten diese Veränderung. Es war ein intuitives Wissen, das sie verband. Ihre Blicke trafen sich kurz und ohne ein weiteres Wort verstanden sie einander. Im Einklang nickten sie, als wären ihre Gedanken zu einem einzigen verschmolzen.

Cainan erwiderte ihre Geste. Erneut erglomm diese ferne Sehnsucht in ihm. Seine Finger strichen über die Einbände der Bücher, als wären sie verborgene Schätze, die unter seiner Berührung zu flüstern begannen. Gewissenhaft sortierte er die Bücher und ordnete sie mit der Sorgfalt eines Archivars in die richtige Reihenfolge.

Schließlich nahm er das oberste Buch, öffnete es mit Bedacht und blätterte Seite für Seite um, als würde er jede Faser des Papiers auf ihre Vollständigkeit prüfen. Am Ende angekommen, nickte er noch einmal, fester, als hätte er ein Urteil gefällt. Dann ließ er sich mit dem Buch in der Hand in den leeren Sessel fallen.

»Ihr müsst verstehen«, eröffnete Cainan in melancholischem Ernst, »das Buch setzt nicht dort an, wo die meisten Geschichten beginnen. Es erzählt von dem Moment an, als ich ohne Erinnerung in einem niedergebrannten Wald erwachte – nackt und allein in einer unbekannten Welt, getrieben von Ängsten und Visionen, die durch meinen Verstand jagten. Ich war ein verlorenes Kind, mit weltfremden Idealen, die mir wichtiger schienen als jede noch so schmerzhaft Realität. Ich wusste weder, wer ich war, noch wo oder wann ich mich befand. Magie, dieses fantastische Wort, klang in meinen Ohren wie ein ferner Mythos, etwas, das nur weit jenseits meines Verstandnisses existierte – unerreichbar für mich und so fremd wie ein Traum in einem Traum.«

Versunken in unergrndlicher Traurigkeit hob Cainan den Krug an die Lippen und trank von dem Met, als müsste er den bitteren Nachgeschmack seiner Erinnerung hinuntersplen.

»Wäre es nur der Verlust meiner Erinnerungen gewesen«, fuhr er leise fort, wobei sich seine freie Hand schmerzlich auf seiner Brust zusammenkrampfte, »vielleicht hätte ich damit leben können. Aber

das Tückische daran war, dass ich Dinge wusste, die ich unmöglich wissen konnte. Bruchstücke, Fragmente, wie Splitter eines zerbrochenen Spiegels, unbegreifliches Wissen, das tief in mir verborgen lag. So unfassbar und doch so quälend klar. Dieses Wissen, diese Unruhe, die in mir brodelte, trieb mich voran, wie ein mir innewohnender Vulkan, der stetig auszubrechen drohte. Und gleichzeitig zog es mich hinab in den Abgrund, in einen elendigen Schlund aus Verderben und Niedertracht. Es belastete mich mit einer urtümlichen Schuld, so gnadenlos schwer, dass ich mehr als einmal daran zerbrochen bin. «

Wieder hob Cainan den Krug an die Lippen, wobei sein Blick über die Gesichter seiner Zuhörer schweifte. Bedeutsame Stille breitete sich über ihnen aus.

Als schließlich keiner das Wort ergriff, ließ Cainan den Moment noch einige Herzschläge ausklingen, ehe er fortfuhr.

»Vielleicht sollte ich euch zuvor von den Anfängen erzählen, vom Ur-Vater, wie die Bewohner Aurorias ihn ehrfurchtsvoll nannten. Wie er die erste Welt aus seinem eigenen Fleisch herausriss und seine Kinder, die Götter, gebar. Wie die schillernden Feen als erste Wesen Auroria bevölkerten. Vielleicht sollte ich von Tiroks majestätischen Drachen berichten, die auf einmal aus den Wolken hervorbrachen. Von Rekolias und Nephide, welche die ersten Elfen ins Leben riefen. Oder sollte ich euch von Thaluk erzählen, der die Größe nicht im Körper, sondern in bedeutsameren Werten suchte und so die Zwerge erschuf? «

Ein Schmunzeln zog über Cainans Lippen, aber es erreichte nicht seine Augen. »Und dann war da Merdas, der wenig auf Äußerlichkeiten gab. In seiner wilden Kreativität schuf er die Goblins – grob, verzerrt und doch ein Spiegel seiner ungezähmten Natur. Vielleicht aber sollte ich euch von Krestus berichten. Dem Jüngsten, der geduldig zusah, wie seine Geschwister formten und kreierten. Er sammelte die besten Eigenschaften der anderen Rassen, verdichtete und destillierte – zu einer einzigartigen Essenz, aus der er die Menschen erschuf. Ein Meisterwerk – so dachte er, seinen vermeintlichen Fehler nicht bemerkend. Er verwehrte fast allen seinen Kindern die Resonanz zur Magie, welche den anderen Wesen innewohnte. So machte er sie

kurzlebiger und raubte ihnen die Fähigkeit, die Harmonie Aurorias in ihrer Gänze zu erfahren.«

Cainan hielt einen Moment inne, sein Atem stockte kurz, bevor er weitersprach. »Ich sollte euch womöglich auch von den Alyagar erzählen, geflügelte Wesen, geboren aus der verbotenen Liebe zwischen Sterblichen und Göttern. Ebenso sollte ich euch den Fall Aurorias, den Sturz einer ganzen Welt, darlegen; den Hunger, der über die erste Welt herfiel, und die Wut des Ur-Vaters, als der erste Mord geschah – ein Verbrechen, das seine Raserei entfachte und ihn dazu bewog, sich zwei neue Welten zu entreißen: eine, in die er die Menschen verbannte, und eine andere, aus reiner Dunkelheit – eine Düsternis, aus der sich sein verstoßener Sohn Therunak erhob.«

Cainans Stimme wurde schwer, als er im Anschluss den Namen des letzten Helden aussprach. »Und ich müsste euch von Nirodias erzählen, einem Alyagar, dem Sohn Nephides, der sich Therunak tapfer entgegenstellte und ihn zu einem letzten Kampf zwang, in dem sie beide ihr Leben ließen.«

Cainan hielt inne, als wäre der Faden seiner eigenen Erzählung für einen kurzen Moment gerissen. Fast verlor er sich wieder in der Ferne, dann schüttelte er den Kopf.

»Aber nein.« Er klopfte auf das Buch in seinen Händen. »Ich denke, wir sollten genau hier ansetzen – viele Jahre nach alldem, als ein fremder Junge auf Valagur erwachte, in einer Welt, die ihm vollkommen unbekannt war.«

Ein kurzer Augenblick des Nachdenkens folgte, dann nickte Cainan entschieden. »Ja – das ist der perfekte Anfang.« Ohne ein weiteres Wort, mit einer langsamen, beinahe rituellen Bewegung, schlug er das Buch auf. Er räusperte sich. Bayne und Almyraen hielten, ohne es zu bemerken, den Atem an.

Dann war es so weit – Cainan begann zu lesen.



1 – DER TOTGEGLAUBTE JUNGE IM WALD

Gleißender Schmerz peitschte durch meinen Körper, zerrte mich aus der Dunkelheit, riss mich aus meiner Vision und warf mich in eine grelle, qualmverhangene Realität. Langsam öffnete ich meine Augen, kämpfte gegen den beißenden Rauch, der wie ein bössartiger Schleier meine Welt verhüllte. Überall um mich herum knisterten und krachten die vergehenden Flammen. Die Bäume, kaum als solche zu erkennen, waren zu verkohlten Gerippen verkommen.

Ziellos tasteten meine Hände über den brüchigen Boden, als ein plötzliches Glühen unter meiner Hand das dichte, unheilvolle Miasma durchdrang und mich instinktiv zurückzucken ließ. Doch seltsam – der Schmerz blieb aus.

Dieser Traum: Das letzte Lied, dieser Wahn – so beunruhigend lebendig. Und doch war ich nun hier, allein in einem sterbenden Wald. *Wo sind die anderen Kinder hin?* Meine Kehle schmerzte, jeder Atemzug wurde zum Kampf gegen den erstickenden Dunst. Das Flackern der verbleibenden Flammen warf unheimliche Schatten über die verheerten Überreste des einstigen Waldes.

Eine stille Panik stieg in mir auf, drohte mich zu überwältigen. *Wo bin ich? Was mache ich hier?* Diese flüchtigen, unergründlichen Gedanken rasten durch meinen Kopf wie gejagte Tiere. Ich erhob

mich schwankend und klammerte mich an einen noch stehenden Baumstumpf. Wieder – die Glut verbrannte meine Finger nicht, ich spürte keine Hitze.

Wo bin ich? Was mache ich hier?, schwirrten die Gedanken erneut wie verlorene Rauchfetzen durch meine sich langsam aufklärende Sicht, wirbelten in meinem vernebelten Verstand, und wurden schließlich von der unerbittlichen Realität um mich herum erstickt.

In der Ferne, durch das letzte Knistern der Flammen hindurch, drangen Stimmen zu mir. Eine unbegründete, schwache Hoffnung keimte in mir auf.

Schritt für Schritt kämpfte ich mich vorwärts, dem Klang der Stimmen entgegen. Jede Bewegung war eine Qual. Der Wald brannte nieder, aber ich war noch hier. Wie konnte das sein? Warum lebte ich noch?

Ich hielt inne, als ein Gedanke alle anderen mit überwältigender Macht verdrängte. Mit weit aufgerissenen Augen wisperte ich ihn in die Zerstörung hinein: »Wer bin ich?«

Eine kleine, zierliche Gestalt durchbrach den Rauch, der meine Sicht trübte. Ihr Blick traf den meinen – für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Im nächsten Augenblick verließ mich die Kraft und ich sank zusammen. Unfähig, auch nur einen einzigen Muskel zu rühren, fiel ich nach vorne in ein Bett aus Ruß.

»Melra! Sieh nur!«, rief eine aufgeregte Mädchenstimme, die durch den Nebel meiner Sinne drang. »Hier ist jemand, er lebt noch!« Ihre Stimme war so schön, der reinste Gesang für meinen wirren Geist.

Fußgetrappel.

»Schnell, holt eine Decke, hier liegt ein Junge!«, rief ein Mann, dringlich, aber mit unerwarteter Fürsorge.

»Hat er etwa das Feuer überlebt? Was macht er hier?« Eine Frauenstimme, gefüllt mit Sorge und Mitgefühl, gesellte sich hinzu. »Der Arme, er ist völlig nackt, seine Kleidung muss im Feuer verbrannt sein. Ob er tatsächlich noch lebt?«

»Er hat sich bewegt, als ich ihn entdeckt habe«, erklärte das Mädchen.

Die Frau seufzte. »Oh, Krestus sei gepriesen.« Ihre Erleichterung war greifbar, ein stilles Gebet an ihren Gott.

Kleine, kalte Hände strichen mir über den Rücken. »Melra, sieh, welch wundervolle Zeichnung er hat«, sagte das Mädchen, nachdem es den Schmutz weggerieben hatte. »Das sind Vogelschwingen, nicht wahr? Sie sehen aus, als würden sie brennen.«

Ich wollte etwas erwidern, einen Laut formen; selbst ein Zucken hätte mir genügt, um mich bemerkbar zu machen, doch mein Körper brachte nicht die geringste Regung zustande.

»He! Was macht ihr da?« Ein schriller Schrei unterbrach das Reiben über meinen Rücken.

Ich hörte Schritte und Stimmen – etwas oder jemand näherte sich.

»Helft mir, ihn vorsichtig umzudrehen«, bestimmte eine neue Stimme. »Wir müssen ihn von der Asche befreien und in Decken hüllen, um ihn sicher tragen zu können. Er muss schnellstens ins Dorf gebracht werden.«

Mehrere Hände griffen nach mir und ich wurde behutsam auf den Rücken gedreht. Die kleine Gruppe, die bis eben noch wild diskutiert hatte, verstummte, als große Teile des Rußes von meinem Körper und Kopf rieselten. Entsetzte Schreie durchbrachen die Stille. Mit einem elenden Stöhnen gelang es mir endlich, die Augen zu öffnen und in die Gesichter der Umstehenden zu blicken.

Direkt über mir kniete ein Mädchen, so nah, dass ihre kupferroten Haare meine Haut streiften – sanft und tröstend wie ein liebkosendes Flüstern. Unsere Blicke trafen sich, gegenseitiges Verstehen spiegelte sich darin, das weit über den Moment hinausging. »Er ist so schön«, hauchte sie ehrfürchtig. Dann war der Augenblick vorbei.

Schlagartig änderte sich die gesamte Stimmung. Ein Raunen voll tiefstem Entsetzen schwappte zu mir. Ein Tritt traf meinen Kopf, ließ meine Haut aufplatzen und Blut über meine Stirn rinnen. Schmerz durchfuhr mich wie ein vergifteter Pfeil. Weitere Tritte folgten. Ich versuchte, meinen Kopf mit den Armen zu schützen, doch meine Kräfte reichten nicht ansatzweise aus. Ein dicker Klumpen Speichel

traf mein Gesicht. Noch während das Mädchen wüst von mir gezogen wurde, warf sie mir zwei kleine Steine entgegen.

Die zuvor warme Frauenstimme klang jetzt kalt und distanziert. »Lasst ihn doch! Er ist ohnehin dem Tode geweiht. Dieser Bastard ist unsere Aufmerksamkeit nicht wert.«

Ein letzter brutaler Tritt gegen meine Brust presste mir die Luft aus der Lunge.

»Dreckiger Elf.« Der Mann schnaubte verächtlich. »Wärst du nicht schon tot, würde ich dich selbst töten, nur weil du mein Mädchen berührt hast.« Dann spuckte er mich angewidert an.

Die Gruppe zog sich zurück, doch das Schluchzen des Mädchens blieb als tragisches Echo ihres Unverständnisses. Das Letzte, was ich vernahm, waren ihre Worte, die in meinem Kopf widerhallten: »Aber was hat er getan?«

Zurückgelassen in Schmerz und Verwirrung lag ich dort, nackt und bewegungsunfähig, keuchend in meinem eigenen Blut. Ringsum nichts als die verkohlten Überreste des Waldes, wie stumme Beobachter der Verwüstung.

Wie das Mädchen verstand auch ich die Welt nicht mehr. Blind tastete ich nach den zwei Steinen, die sie mir zugeworfen hatte. Hustend, meine Stimme brüchig und leise, wiederholte ich die Frage des Mädchens, ehe die Dunkelheit meine Sinne wieder umhüllte: »Aber was habe ich getan?«



Unfähig, zu bestimmen, wie viel Zeit vergangen war, fand ich mich erneut in einem Zustand zwischen Bewusstsein und Dunkelheit wieder. Mal riss mich die unscheinbare Nacht aus flüchtigen Momenten des Erwachens, mal blendete mich grelles Sonnenlicht. Nun, so glaubte ich zumindest, musste es wieder Nacht sein. Mein Schädel dröhnte, und es fiel mir schwer, einen Unterschied auszumachen, denn für mich sah die Nacht fast aus wie heller Tag. Trotz der allumfassenden Schmerzen richtete ich mich mit großer Anstrengung auf.

Die Luft war erfüllt vom Geruch verbrannter Erde und totem Holz. Ich befand mich inmitten des einst prächtigen Waldes.

Ein rußbedecktes Eichhörnchen, dessen Fell einst leuchtend rot gewesen sein mochte, stieß gegen meine geschlossene Hand. Sein Blick, erfüllt von einer stummen Frage, traf den meinen. »Na, du weißt wohl auch nicht, wie du hierhergekommen bist?«, brachte ich mühsam hervor, meine Stimme rau vor Durst. Das kleine Tier stupste wieder gegen meine Hand, als suchte es Trost oder Antworten, die ich nicht geben konnte.

»Es tut mir leid, mein Freund. Ich habe nichts für dich.« Ungläubig öffnete ich die Hand und starrte auf die beiden Steinchen. Zu meinem Erstaunen hielt ich zwei kleine Walnüsse darin.

Schmerzhaft erinnerte mich mein Magen daran, dass ich wohl seit Tagen nichts gegessen hatte. Der Anblick der Nüsse löste eine Welle des Verlangens in mir aus. Speichel sammelte sich in meinem Mund. Der kleine Nager schaute mich bedauernd an.

»Ist ja schon gut, Kleines. Ich teile mit dir«, sagte ich keuchend und reichte ihm eine der Nüsse. Freudig drehte es sich im Kreis, dann tapste es vergnügt quiekend davon.

Während ich die andere Nuss aß, dachte ich dankbar an das Mädchen, das mir die Gabe hinterlassen hatte. Die Erschöpfung war dennoch zu groß, um weiterhin sitzen zu bleiben. Noch ehe ich mich aus eigener Kraft wieder hinlegen konnte, umfing mich erneut die Schwäche. Mit schweren Lidern sank ich zurück in die Asche.



Beim nächsten Erwachen prasselte Regen auf mein Gesicht, strömte in meinen geöffneten Mund und verteilte sich über meine Haut. Ich dankte dem Himmel für dieses lebensspendende Gut, ohne das ich wohl längst ausgetrocknet wäre.

Ich vermochte kaum mehr, als mich kurz aufzurichten. Dass ich so schwach war, ließ mich zweifeln – irgendwas musste mit mir nicht stimmen. Während ich dort lag, übermannt von Müdigkeit und Erschöpfung, kreisten meine Gedanken um die Aspekte meiner Exis-

tenz: *Wer bin ich? Wo bin ich? Sterbe ich hier?* Diese Fragen quälten mich, sich endlos drehend in meinem Bewusstsein.

Plötzliche Geräusche in der Ferne rissen mich aus meinen düsteren Gedanken. Ich musste halluzinieren, dachte ich, als sich langsam die Umrisse zweier Gestalten abzeichneten und hastig auf mich zuliefen. Noch während ich mit der Realität rang, kippte ich kraftlos zurück, unfähig, mich länger aufrecht zu halten. Gerade als mir die Augen wieder zufielen, traf ein unerwartet heftiger Rempler meinen Oberschenkel, gefolgt von einem Aufschrei und einem dumpfen Aufprall direkt neben mir. Als es mir daraufhin gelang, unter größten Mühen die Augen zu öffnen, blickte ich in ein wunderschönes Gesicht, das trotz der Umstände eine unnahbare Anmut ausstrahlte.

»Mu-Mu-Mutter«, stammelte ich benommen, überwältigt von einer Mischung aus Verwirrung und tiefer emotionaler Ergriffenheit.

»Schön, dass du dich mehr für den Stein als für mich interessierst, ich hätte mir alle Knochen brechen können«, grummelte eine Männerstimme. Aus dem Augenwinkel sah ich eine verhüllte Gestalt, die neben mir auf dem Boden lag. »Über was bin ich da nur gestolpert?«

Hastig und elegant sprang die Gestalt auf, aber ich konnte mich nicht weiter für sie erweichen. Viel interessanter war das Gesicht über mir.

Obwohl mir klar wurde, dass es nicht meine Mutter sein konnte, blieb mein Blick unweigerlich von dem Antlitz gefesselt. Tiefgrüne Augen, durchdringend, mit einem Hauch von Nachdenklichkeit, fixierten mich. Eine einzelne hellbraune Locke lugte unter der Kapuze hervor.

»Wir müssen weiter! Komm schon«, drängte der Mann ungeduldig hinter mir.

»Nein, wir müssen ihm helfen«, erwiderte die Frau ruhig. »Ich muss!« Ihr Tonfall, sanft und doch befehlend, ließ keinen Widerspruch zu.

»Wir können nichts mehr für ihn tun. Er gehört nicht zu uns«, behauptete der Mann, doch seine Worte verhallten ungehört, verloren in der Schwere des Moments.

Ihr eindringlicher Blick fesselte mich, während ihre unnachahmliche Schönheit mein Herz schneller schlagen ließ. Mit einer geschmeidigen Bewegung streifte sie einen schlichten Holzring, verziert mit auffälligen Symbolen, die mir seltsam vertraut erschienen, von ihrem Finger und steckte ihn mir an.

»Was tust du da?«, rief die zweite Stimme erschrocken. Unter der Berührung des Ringes durchzog ein warmes Kribbeln meinen ganzen Arm. »Das kannst du nicht tun!«

Die über mich gebeugte Frau ignorierte den Protest und hielt ihren Blick unverwandt, mit unverrückbarer Entschlossenheit auf mich gerichtet. Gütig stützte sie meinen Kopf mit einer Hand und legte die andere auf meine Brust.

»Tu es nicht – nicht für ihn«, flehte der Mann, seine Stimme von einem letzten Hauch der Verzweiflung durchdrungen.

Die Frau, unbeirrt von seinem Aufbegehren, begann mit einer hellen, wunderbaren Stimme, Worte in einer alten Sprache zu sprechen – melodisch, fast singend, als würde sie aus einem uralten Buch rezitieren. Während ihre Hände mich weiterhin behutsam an Brust und Kopf stützten, neigte sie sich herab. Mit beinahe ritueller Zärtlichkeit drückte sie ihre Lippen auf die meinen.

Atemberaubend – es war, als würde die Kraft der Götter selbst durch mich hindurchströmen, ein Rausch von reiner Energie, der jeden Winkel meines Körpers zu beleben suchte. Für einen flüchtigen Moment fühlte ich mich unendlich mächtig, als könnte ich fliegen und ganze Berge versetzen.

Doch mit dem Nachlassen des Kusses verließ mich diese Kraft schlagartig. Ein Gefühl der Erschöpfung überkam mich, als wünschte ich mir nichts sehnlicher, als für immer in diesen Zustand der Ruhe zu versinken. Ausgebrannt, aufgezehrt und doch irgendwie erfüllt.

Die Frau blickte mich an, ihre Augen spiegelten eine tiefe Traurigkeit wider, die Worte kaum fassen konnten. »Wir müssen ihn hierlassen. Hilf mir, ihn zu verbergen«, bestimmte sie mit fester Stimme.

»Ich kann nicht glauben, dass du das getan hast«, murmelte der Mann mit einem Seufzen der Resignation. Trotz seiner Worte half er ohne weiteren Widerspruch, meinen nahezu bewusstlosen Körper

mit Asche und Dreck zu bedecken – ein notdürftiges Versteck gegen die drohenden Schatten.

Plötzlich zerrissen fernes, doch immer näher kommendes Hundegebell und das Rufen von Männern die Luft – eine gierige, blutrünstige Meute schien sich durch die Nacht zu schneiden.

»Sie kommen. Wir müssen gehen – jetzt!«, drängte der Mann, alarmiert von der unmittelbaren Gefahr, und richtete sich hastig auf.

Die Frau nickte nur. In einem Akt der Fürsorge bedeckte sie mein Gesicht mit einer dünnen Schicht Asche, sodass ich der Welt verborgen blieb.

In den letzten Momenten, bevor sie sich in die Dunkelheit zurückzogen und so plötzlich verschwanden, wie sie gekommen waren, neigte sich die Frau zu mir herab. Ihre Lippen berührten kaum mein Ohr, als sie mir zwei Worte hinterließ: »Finde mich.«